

Die Grenzgängerin : von Pankow nach Hamburg, die Erzählerin Monika Maron

Autor(en): **Wiedemann, Conrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Du : die Zeitschrift der Kultur**

Band (Jahr): **52 (1992)**

Heft 12: **Nicht zuhause : Migranten der Literatur**

PDF erstellt am: **08.03.2019**

Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-306166>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Grenzgängerin



Eingewandert:
Indische Eleusine
(*Eleusine indica*),
adventiv. Tropische
und subtropische
Pflanze. In Mittel-
europa ein-
geschleppt, seit
1918 in Basel.
Wächst auf Ödland,
Rasen und Wegen.

Monika Maron hat 1988, ein Jahr vor dem politischen Zusammenbruch ihres Landes, ihren Wohnort Ostberlin verlassen und lebt seitdem in Hamburg. Ihre Romane, Erzählungen und Feuilletons, ausnahmslos mit dem Leben im Osten befasst, sind ausnahmslos im Westen erschienen. Ihr letzter Roman, «Stille Zeile sechs», erhielt den Brüder-Grimm-Preis und den Heinrich-von-Kleist-Preis zugesprochen. Seit der Wende ist sie dem Fernseh-Publikum aus zahlreichen Gesprächsrunden und Interviews bekannt. Vom September 1988 bis September 1989 schrieb sie eine Kolumne für «du».

Aus der Sicht der Medienwelt, der sie eher zögernd dient, sähe ihr Dossier vermutlich so aus: aufsässige Stieftochter der Nomenklatura und späte Mauerspringerin, mit Pankower Wassern gewaschen und mit Hamburger Flair gesalbt, Quereinsteigerin in den literarischen Erfolg und streitbare Publizistin, TV-Prominente mit melancholischen Augen und fester Stimme, unruhige Raucherin, eine Frau mit Themen, Standpunkten und weiblicher Ausstrahlung. Die Frage ihrer deutsch-deutschen Zuordnung käme in diesem Steckbrief nicht vor, obwohl Ost-Kritiker ihr gern Westlertum und West-Kritiker gelegentlich einen Ost-Stil unterstellen. Darf sie tatsächlich als eine Musterschülerin der Integration gelten? Und wenn ja, was hat sie 1988 vor der Exilerfahrung bewahrt?

Nein, als Gang ins Exil könne sie ihren Wechsel im Jahre 1988 nicht verstehen,

sagt Monika Maron ohne Zögern. Obwohl vielleicht Ähnlichkeiten bestünden. Doch auf deren Erörterung lässt sie sich nicht ein. «Wer sich nicht im Exil fühlt, kann nicht im Exil sein.» Ob sie sich «Exil» vorstellen könne? Ja, durchaus. Exil wäre für sie: ausserhalb des eigenen Sprachraums leben, die Orte der Erinnerung unerreichbar. In Hamburg wird deutsch gesprochen, und Berlin, wo sie 46 Jahre ihres Lebens verbracht hat, ist zweieinhalb Autostunden entfernt.

Monika Marons Dementi ist eindeutig, so eindeutig, dass es auch eine Verdrängung sein könnte. Sicherlich, ihre Ankunft im Westen ist ihr geglückt, und die kultivierte und liberale Stadt an der Alster hat ihr dabei geholfen. Doch wer ihr literarisches Werk zum Zeugen aufruft, kann an einen konfliktlosen Übergang schwerlich glauben. Von ihm her ist die Dramaturgie des Seitenwechsels nur als die einer Abschieds- und nicht einer Ankunfts-geschichte vorstellbar. Nicht dass es dort an Flucht- und Aufbruchsmotiven fehlte. Im Gegenteil. Sie durchziehen die Erzählungen und Romane von Beginn an. Allerdings wird in ihnen von Zielen wenig und von Ankunft gar nicht gesprochen, dafür um so mehr von der Trauer- und Bestrafungsarbeit der Trennung. Annaeva, die Heldin der gleichnamigen Erzählung von 1979, bricht auf, um sich zu separieren, nicht um anzukommen. Sie ist keine Seitenwechslerin.

«Sie zog ihr schwärzestes Kleid an, packte alle vorhandenen Konserven in die leinene Umhängetasche und machte sich auf den Weg. Sie verabschiedete sich von ihrer Mutter, von ihrem Vater, von den Geschwistern, von ihren Freunden, die sie nicht mehr liebte, und von den Feinden, die sie nicht mehr hasste. Der Abschied von den Feinden wurde ihr schwer, denn Annaeva kannte sie gut, und auch die Feinde kannten Annaeva gut. Man wusste, was man voneinander zu erwarten hatte. Bislang hatte man es überlebt.»

Die Flucht, in Wirklichkeit eine Loyalitätsaufkündigung, endet nicht jenseits der «Dürre», sondern in einer Bewusstseinsspaltung, die als die Pathogenese von Autonomie gegenüber dem System verstanden sein will. «Ich bin das Auge aus mir und das Auge in mir... ich bin der

Conrad Wiedemann

Von Pankow nach Hamburg: die Erzählerin Monika Maron



Wärter, ich bin das Tier. Ich bin zwei.» Diese Erfahrung und der Kunstgriff, damit zugleich die Schizophrenie des Systems selbst abzubilden, wiederholt sich bei Monika Maron immer wieder, bis hin zur «Stillen Zeile sechs». Ihre Heldinnen erproben, indem sie fliehen, die Schwundformen der Emanzipation und Selbstbewahrung innerhalb des gestohlenen Lebens. Sie setzen sich ab, aber kommen nicht an.

So gesehen hätte die vollzogene Flucht der Autorin Züge des Verrats an ihren eigenen Geschöpfen. Ob sie deswegen so lange gezögert hat? Sicherlich war auch der Umzug nach Hamburg zunächst keine kalkulierte Ankunfts-geschichte. Nichts war damals geklärt. Die Frage des Lebensunterhalts so wenig wie die der Wohnung und des gesellschaftlichen Anschlusses, ganz zu schweigen von der Transformierbarkeit ihrer illegalen in eine freie Schriftstellerei. Entscheidend war wohl, dass in Hamburg die Arbeit an ihrem Roman wieder in Gang kam, die ihr in Ostberlin zum Schluss unmöglich geworden war.

Ob hier die eigentliche Rechtfertigung ihres Ortswechsels liegt? In ihren Interviews und Reden gibt es gelegentlich Indizien dafür. An die romantische Männer-Theorie, dass literarische Leistungen durch elende Lebensumstände begünstigt werden, will Monika Maron jedenfalls nicht glauben, schon deshalb, weil dadurch die brutalen Voraussetzungen nachträglich verklärt werden. Verhunztes Leben kann die Phantasie ebenso ersticken wie indolente Sicherheit. «Stille Zeile sechs», ihr radikalstes Emanzipationsexperiment, erwies sich im Osten als unvollendbar. «Komischerweise», heisst es in einem Interview, «ist mir der Ton hier in Hamburg viel leichter gefallen. Ich war zwischen-durch ein paarmal in Ostberlin und hab' da geschrieben oder versucht zu schreiben und merkte, dass ich sofort in so 'ne alte Aufregung zurückgekommen bin. Es ging nicht, und als ich in Hamburg war, ging es wieder leicht.»

Kein Exilort also, sondern ein wiedergewonnener Arbeitsplatz? Möglicherweise. Auf ein Freiheitspathos hat sich Monika Maron nie eingelassen. Biographisch

Eine deutsch-deutsche Biografie: Monika Maron, als Kind vom amerikanischen Sektor in Westberlin in das Ostberliner Prominentenquartier Pankow übergesiedelt, verlässt die

DDR ein Jahr vor deren politischem Zusammenbruch. Sie lebt heute vorwiegend in Hamburg.

scheint ihr Hamburg so etwas wie ein Kürzel für die Ankunft in der Normalität geworden zu sein. Es ist dieses Wort, «Normalität», das sie wiederholt gebraucht, ein erstaunliches, wenn man bedenkt, wie wenig es in westlichen Köpfen für die Grossstadterfahrung taugt. Und wenn sie ruhig hinzufügt, das Leben dort habe sich als lernbar erwiesen, dann meint sie offensichtlich auch: als lernenswert.

Natürlich ist dieses Lernen der Normalität nicht an Hamburg gebunden. Monika Maron ist eine Domizil-, keine Heimatsucherin. Mit Zugehörigkeiten hat sie ihre Schwierigkeiten. Als ihr Kindheitstrauma, vielleicht ihr Lebenstrauma bezeichnet sie die Erfahrung des Aus-

geschlossenens, nicht zuletzt aus der Familie. «Meine Zugehörigkeiten habe ich erst selbst in die Welt gesetzt: mein Kind und mein Schreiben.» Die sind bekanntlich bewegliches Gut. «Ich könnte, glaube ich, in allen Städten leben, die wenigstens eine Million Einwohner haben. Ich könnte nicht leben: in Kleinstädten, Dörfern, einsam im Wald oder wo man eine Sprache spricht, die ich nicht beherrsche. Ich kann nur Deutsch.» Noch einmal der Sprachvorbehalt, der nicht ganz zutrifft (sie spricht passabel Englisch und Russisch), aber doch ein kosmopolitisches Credo ausschliesst. Also: nicht Paris, nicht Rom. Dafür aber das multikulturelle New York, wo Monika Maron, mit dem Rückhalt eines deutschen Freundeskreises, ähnliches erfahren hat wie in Hamburg. Dort nämlich, als sie das erste Mal aus der Untergrundbahn in das chaotische Leben Süd-Manhattans aufgetaucht sei, habe sie spontan gefühlt: «Wenn man mich mitspielen lässt, das kann ich auch.»

Wer die Freiheit zum Lernprogramm erhebt, kann Rollenzuweisungen nicht gewogen sein. Daher wohl ihr schnelles Dementi der Exilfrage, daher ihre tiefe Abneigung gegen den Dissidentintitel. Als sie sich im Gespräch einmal beiläufig als Anarchistin bezeichnet, korrigiert sie sich gleich. So ein bisschen vielleicht. «Eher eine Randaliererin.» Über das Angebot «Fremde im eigenen Land» kann sie, Hölderlin in Ehren, sogar unbefangen lachen. Natürlich war ihr das Leben in ihrem Land, der DDR, höchst befremdlich. Aber fremd? Nichts weniger als das!

Monika Maron ist eine deutsche Schriftstellerin, aber keine sonderlich deutsche Frau. Vielleicht kann man sagen: eine Grenzgängerin von Geburt. Ihre Grosseltern kamen 1905 als polnische Einwanderer nach Berlin, der konvertierte Jude Pawel Iglarz und seine Frau Josefa, konvertierte Katholikin. Maron-Leser kennen die beiden seit «Flugasche». Sie wohnten in Neukölln, wo auch Monika geboren wurde. Damals waren die Grosseltern freilich schon zwei Jahre aus Deutschland ausgewiesen, zurück nach Polen, wo Pawel später von einem Sonderkommando im Wald erschossen wurde, nachdem er sich das eigene Grab geschaufelt hatte. Moni-

kas Mutter, nach den Rassegesetzen Halbjüdin, durfte ihren Vater nicht heiraten. In den Behördenbriefen stand deshalb später: «... Ihre unehelich geborene Tochter Monika.»

1947 Einschulung in Neukölln, das nunmehr im amerikanischen Sektor von Westberlin lag. Doch sie gehörte wieder nicht dazu. «Ausser unehelich war ich Heide, jüdisch, polnisch, Junger Pionier, und ich schielte.» Die «Jungen Pioniere» waren die Youngster-Organisation der kommunistischen FDJ, und den polnischen Pass hatte sie, bis ihre Mutter Bürgerin der DDR wurde, um dort 1955 den SED-Spitzenfunktionär Karl Maron, zunächst Chef der Volkspolizei, später Innenminister der DDR, zu heiraten. Zu dieser «Ankunft im real existierenden Sozialismus» gehörte der Umzug ins Ostberliner Prominenten-Quartier Pankow, ein standesgemässer Internatsaufenthalt, der Besuch der ebenso standesgemässen Wilhelm-Pieck-Schule, die FDJ-Mitgliedschaft und ein uranfängliches, irreparables Spannungsverhältnis zum Stiefvater.

Indes, für einige Jahre konnte sich Monika Maron jetzt wohl dazugehörig fühlen. Sie marschierte im Blauhemd an Tribünen vorbei oder sass neben den Eltern selbst auf der Tribüne. Die Kinderperspektive erinnernd, spricht Monika Maron von einem «glaubhaften Pathos». Während sie noch Geburtstagsgedichte für Wilhelm Pieck schrieb und rezitierte und im Garten aus Blütenblättern «Es lebe der 1. Mai» legte, gab es da allerdings auch schon die Geschichte mit dem Vater der Freundin Heidi, Altkommunist und Korrektor beim «Neuen Deutschland», der einen fatalen Druckfehler übersah (KZ für ZK) und dafür im Gefängnis verschwand. Eine Kindheitsverzehr-Geschichte.

Der weitere Gang der Dinge liest sich wie eine Absetzungsbewegung in zwei Stufen: einer kapriziösen und einer konsequenten. Mit siebzehn, wann sonst, eine unbotmässige Liebesaffäre, für die ein bekannter Liedermacher selbstgefällige Reime fand. Ein Jahr später, nach dem Abitur im traditionsreichen «Grauen Kloster», der ostentative Abschied von den Eltern. Monika Maron ging ohne Gruss und Adresse von zu Hause weg und arbeitete ein Jahr als Fräserin in einem Dresd-

ner Flugzeugwerk. Natürlich kehrte sie zurück, wenn auch nicht mehr ins Elternhaus, sondern in ein Brouillon aus Theater, Bohème, Studium und drei Kurzehen (zwei davon mit demselben Partner), wie es für die damalige DDR typisch und untypisch zugleich gewesen sein mag. Immerhin erwarb sie dabei ihr Diplom als Theaterwissenschaftlerin an der Humboldt-Universität und lehrte drei Jahre als Aspirantin an der Berliner Schauspielschule. Ihre Promotion brach sie ab, als 1969 ihr Sohn Jonas geboren wurde und sie herausfand, dass ihre Schreiblust keine akademische war. Die Alternative hiess Journalistin. Fortan schrieb sie Reportagen und Porträts für die Ostberliner Zeitschriften «Für Dich» (1970–1973) und «Wochenpost» (1973–1975), darunter die drei Reportagen über den Industriemoloch von Bitterfeld, aus denen später mit Hilfe eines Stipendiums ihr erster Roman «Flugasche» wurde.

Monika Maron macht keinen Hehl daraus, dass ihr der Tod ihres Stiefvaters und Widersachers im Jahr 1975 den Mut gab, ihr Leben neu zu organisieren. Mit dem eher bescheidenen Erbeil wurde sie freie Schriftstellerin (was immer das in der DDR bedeutete) und schrieb «Flugasche» als ihren Initiations- und Anti-Text. 1978, im Jahr ihres Parteiaustritts, war er fertig. Ein mutiger Verlagsleiter sagte ja dazu, Kulturminister Höpcke nein. Zu essentiellen Änderungen war die Autorin nicht bereit. So erschien das Buch als *contrebande* im Westen, zunächst als Vorabdruck in der «Frankfurter Allgemeinen», dann bei S. Fischer (beides 1981). Ähnliches wiederholte sich mit der Erzählung «Das Missverständnis» (1982), mit dem Roman «Die Überläuferin» (1986) und mit dem «Deutsch-deutschen Briefwechsel» mit Joseph von Westphalen in der «Zeit» (1987/88). Die Jahreskolumne für «du» (1988/89) entstand bereits in Hamburg.

Spätestens seit 1980, als die Ablehnung von «Flugasche» in ihrem Land feststand, war Monika Maron eine deutsch-deutsche Person. Ihr Leben war zerrissen zwischen einer Berufsausübung ausschliesslich im Westen und dem Wohnen ausschliesslich im Osten. Dass sie gelegentlich Reisevisen erhielt und einmal unerlaubt bis New York vordrang (Pass-

missbrauch), verstärkte die Schizophrenie eher. So wie sich daheim der Stasi-Ring um ihre Pankower Wohnung verstärkte. Registrierte Wege, Besuche, Telefonate. Monika Maron kennt inzwischen ihre IM, vermutlich nicht alle. Man grüsst sich. Für die akkreditierten unter ihren Schriftstellerkollegen stand sie unter dem Doppelstigma, einerseits privilegierte Bonzen-Tochter, andererseits zu weit gegangen zu sein. Dass einer oder eine (sie wohnten teils um die Ecke) ein Wort für sie eingelegt hätte, ist ihr nicht bekanntgeworden. (Die berühmte Ausnahme: Stephan Hermlin.) Warum sie nicht früher ging? Sie, die das Weggehen wiederholt simuliert hatte? Monika Maron weiss keine präzise Antwort. Vielleicht wegen ihrer Mutter, die 1981 die Verbindung zu ihr gelöst und dann wieder gesucht hatte. Vielleicht auch, weil manchmal das verwegene Gefühl in ihr war, dass noch etwas Wichtiges zu tun sei.

Monika Marons Biographie hat es mit sich gebracht, dass sie zwei literarische Identitäten hat. Das ist in einem Land, wo man sich gern fragt, ob ein guter Journalist auch ein guter Erzähler oder Dichter sein kann, nicht ungefährlich. Indes, für eine Autorin, die von sich bekennt, dass ihre erste grosse Liebe Heinrich Heine war (und nicht etwa Karl Kraus), sollte sich die Frage anders stellen: Wie lässt sich das eine dem anderen anverwandeln? Nun, Monika Maron kommt vom Journalismus und hat von dort ihren Weg zum Erzählen gesucht. Ihr Romandebüt «Flugasche» macht dies deutlich. Als Geschichte einer Reportage trägt es selbst stark journalistische Züge. Doch schon ihr zweiter Roman, «Die Überläuferin», wurde ein sensibles poetisches Gebilde, dessen Traum- und Phantasiewelten meilenweit von der Tagesliteratur entfernt sind. «Stille Zeile sechs» schliesslich, das letzte und preisgekrönte Buch, wäre dann gewissermassen das Unterpfand einer gelungenen Emanzipation.

Eine Grenzgängerin also auch hierin, was freilich bedeutet, dass es Grenzen gibt. Literatur ist nicht dazu da, sich in der Arena der Aktualität zu bewähren. Monika Marons Auftritte dort sind inzwischen seltener, aber um so einprägsamer

geworden. Möglich, dass sie sie als Prüfstein, vielleicht sogar als Training ihres Realitätssinns braucht. Aber vermutlich entsprechen sie auch ihrem Naturell, das ihr, um mit einer ihrer Lieblingsautorinnen zu sprechen, einen Platz unter den «heftigen Menschenfrauen» zuweist. Wer dieser Heftigkeit gewogen ist, wird nicht zögern, sie Zivilcourage zu nennen. Monika Maron meint, was sie sagt. Mit der modisch gewordenen «Sprache der sozialen Verträglichkeit» hat sie jedenfalls nichts im Sinn. Wo sie sich einmischt, teilt sie die Geister. Das macht sie für Talkmaster und Interviewer attraktiv, aber ihr selbst das Leben nicht leichter. Dabei ist es doch die Leichtigkeit, die Normalität des Lebens, an der ihr so viel gelegen ist.

1989, in ihrer Münchner Rede, hat sie die zuversichtliche Geschichte von den beiden Zwillingbrüdern erzählt, die sich nach langer Trennung wiederfinden und sich in so vielen Dingen gleichgeblieben sind, nur der eine arm, der andere reich. Der Appell war deutlich und hatte damals, wenige Wochen nach der Wende, zumindest die Hoffnung für sich. Im Spätsommer 1992 hielt sie die Zeit für reif, das Gegenstück zu wagen, eine herausfordernde Satire auf die fortdauernde Obrigkeitshörigkeit und das neue Selbstmitleid ihrer einstigen ostdeutschen Landsleute. Monika Marons Lebenstrauma, die Verwahrlosung der Alltagskultur in der DDR, sieht sich noch einmal unter Anklage gestellt, nur mit der neuen Adresse an eine freiwillige Unmündigkeit. Die glänzend formulierte Schmähschrift machte unter dem Titel «Zonophobie» schnell die Medienrunde und legte die Nerven der sich so widerwillig einenden Nation bloss. Nicht dass ihre Botschaft unverstanden blieb. Zustimmung kam viel und gerade aus dem Osten. Und die anonymen Sudeleien und Morddrohungen waren vielleicht vorauszusehen. Unerfreulicher war, dass sich auch einige ostdeutsche Zeitungen in die persönliche Verunglimpfung der Autorin retteten. «Super-Illu», einem West-Konzern zugehörig, veröffentlichte ihre Hamburger Anschrift, nebst Foto des Wohnhauses (mit Pfeil auf die Fenster) und einer ehrabschneidenden Playgirl-Story. «Neues Deutschland» schickte eine

Altstalinistin mit persönlichen Indiskretionen vor. Und in der «Wochenpost» fragte, just als in Rostock die Asylantenheime brannten und bei Monika Maron die Drohungen eingingen, eine nicht unbekannt Kolumnistin, auf «Zonophobie» anspielend: «Wovor fürchtet sie sich?» Zu denken gibt allerdings auch, dass keine der Pressestimmen in Ost und West, auch die positiven nicht, ihr eine Satire- oder Streitschrift-Lizenz einräumten. Keine Zeit und kein Ort für galligen Humor. Einem Tomi Ungerer auch nur bescheiden an die Seite zu treten, ist im ernsten Land der Monika Maron ein gefährliches Geschäft.

Wie viele Schriftsteller unter der Diktatur hat auch Monika Maron die ästhetische Form als Therapeutikum gegen den Selbstverlust gewählt. Das geschah, als 1975 die eingestandene Genugtuung über den Tod ihres Stiefvaters sie in eine psychosomatische Krise stürzte. Ästhetische Form hiess für sie Erzählen, nicht Lyrik («Gedichte kann ich nicht schreiben»), aber auch nicht Allegorie und Parabel. Ihre Bücher waren von Anfang an unverschlüsselte Kampfansagen gegen das Leben in der ideologieverbrämten Lüge, das heisst gegen die gefährliche Faszination der Utopie und die Entmündigung der Vernunft. Das ist ein grosses Thema, vielleicht, wie gesagt wurde, ein Jahrhundertthema. Dass sie nicht daran gescheitert ist, hat damit zu tun, dass sie es konsequent auf ihr individuelles Erleben zurückgespiegelt hat. Sicher, nicht überall hält ihr Erfahrungsfundus den thematischen Ansprüchen stand. Doch diese Mängel werden dadurch ausgeglichen, dass sie dem Werk die Konturen eines Bildungsromans oder wenigstens eines genetischen Psychogramms des Verweigerers geben kann. «Eigentlich geht es mir», sagt sie über ihre Romane, «mehr um Selbsterkenntnis als leichtfertige Aussöhnung. Mir geht es um die Nichtaussöhnung mit sich selbst, denn jeder sollte wissen, dass er die Fähigkeit zum Täter jederzeit in sich trägt.»

Auf diese Weise ist der Autorin, zunächst wohl unbewusst, eine Romantrilogie zusammengewachsen, die die Entwicklungsstufen des internen Widerstandes gegen einen korrupten Scheinsozialismus

und gegen die eigene Abstumpfung verfolgt. Er beginnt in «Flugasche» mit einem jugendlichen Aufbegehren gegen die Missachtung der Menschenwürde, ein Aufbegehren, das scheitert und in die Verweigerung aller Loyalität mündet. Er setzt sich in der «Überläuferin» fort mit einer Art Bewusstseinsprotokoll dieses Verweigerungszustandes, mit eindringlichen Visionen vom Troglodytendasein der Eingemauerten und vom Schreckbild eines zukünftigen «geklonten» Menschentyps. Und er geht schliesslich in «Stille Zeile sechs» erneut zum Angriff über, diesmal um den machtvessenen Geisen der Partei und ihrer versteinerten Sprache den Totenschein auszustellen. Das ist ein Widerstand, der, aus angestautem Ekel genährt, keine Zugeständnisse mehr kennt.

Man könnte Monika Maron eine literarische Realistin nennen (was freilich ihrer Rollenskepsis widerspricht). Doch das energetische Prinzip ihrer Fiktion, der Ekel vor der Deformation des Lebens, ist ganz und gar aus lebendiger, erlittener Erfahrung gespeist. Trotzdem beschreibt sie nicht, was jeder, der es will, wissen kann: nicht also das emsige Werkeln der Stasi-Ameisen oder den elenden Plattenbau- und Würstchenbudencharme sozialistischer Stadtbaukunst. Derlei mag anklingen, aber es bleibt marginal.

Im Zentrum steht etwas anderes, nämlich der Versuch, Chiffren zu geben für die Tiefenstruktur der genannten Lebenserfahrung. Kein Zweifel, dass ihr das gelungen ist, und kein Zweifel auch, dass unsere Chancen schlecht stehen, diesen Chiffren allzuleicht auf den Grund zu kommen. «Stille Zeile sechs». Der Name prägt sich ein, als Stimmung und als Paradox. Und in der Tat, es ist ein merkwürdiger Ort für die letzte Schlacht zwischen dem selbstgerechten alten Helden der Nomenklatura und der jungen Aussteigerin. Nun, die «Stille Zeile» gibt es natürlich in Berlin. Man findet sie in Pankow, zwei Steinwürfe vom Niederschönhauser Schloss entfernt, dem ersten Regierungssitz der DDR. Es ist eine jener typischen Villenanlagen des Berliner Bürgertums der Zwischenkriegszeit: ein bisschen «Haus der Sonne», ein bisschen Wandervogel, ein bisschen Familienkult. Dort zogen

noch in den vierziger Jahren die Spitzenfunktionäre des neuen Staats ein, die Pieck, Ulbricht, Grotewohl, Johannes R. Becher, die Überlebenden der Nazi-verfolgung und des Moskauer Hotel Lux, die Absolventen der KGB-Schulen. Dort wurde das Neue geplant und beschlossen: die Planwirtschaft und die Enteignung, die Massenaufmärsche und die Kirchensprengungen, der Bitterfelder Weg und wohl auch der Mauerbau. Dort verbrachte auch Monika Maron ihre Jugend.

Wer bald nach der Wende durch die Stille Zeile alias Majakowskiring ging, fand zwischen den Wohnhäusern noch die Wachtürme und Schranken der Staatssicherheit, die deutlich machten, dass die einstige Idylle längst nur noch eine Sperrzone war. Monika Marons Ortsbeschreibung geht freilich einen Schritt weiter und macht das stillgewordene Villen-Oval zu einer Toteninsel. Die sterilen Blumenrabatten sind von unsichtbaren Händen gepflegt, die Spaziergänger sprechen gedämpft, an den Häusern gibt es keine Namen, dafür Gedenktafeln für Tote. «Stille Zeile sechs» – eine Friedhofsadresse, eine Grabnummer? Jedenfalls gilt das für Rosalind Polkowski, die Aussteigerin, die sich in das Haus des alten Parteibonzen eingeschlichen hat, angeblich, um ihm seine Autobiographie zu tippen, in Wirklichkeit aber, um ihm das Zungenbein einzudrücken und die Sprache der Phrase endgültig zum Verstummen zu bringen, Rosalind Polkowski, die den Ort kennt wie niemand sonst, sein zugrunde gerichtetes Bürgerglück, die Mischung aus Aneignungs- und Zerstörungswunsch bei seinen neuen Bewohnern und die Totenstarre, die sich über ihn gesenkt hat. Ob Bitterfeld, Stille Zeile oder «Nischengesellschaft» – Monika Marons Romane sind Einladungen zu Ortsterminen, die Leser aus der anderen Hemisphäre vermutlich nur zögernd annehmen – wer verliert gern seine Vorurteile. Was zum Beispiel die Nischengesellschaft betrifft, die man sich so gern als ein Stück Geborgenheit, Romantik, ja als «Sommerstück» vorstellt, so wird sie von Monika Maron zwar nicht ohne Liebe und Humor geschildert, aber auch ohne alle Verklärung. Sie bleibt eine Form degradierten Lebens, ein mitunter verzweifelt heiterer, aber alles in allem

dürftiger Familienersatz. Kein Ort der Liebe.

Bedenkt man, welchen Aufwand an Feuilletons, Kommentaren und Diskussionen sich die westliche Gesellschaft geleistet hat, um ihren Generationskonflikt zu bewältigen, und wie wenig sie über den der sozialistischen Gesellschaften weiss: über den Rückzug aus dem Stalinismus, die Auflösung der Familie, die Ersatzzuwendung durch die Staatssicherheit und die Über-Ich-Rolle der Partei – dann wird man auch hier durch Monika Maron die hinreichend tiefenstrukturell reflektierten Abbilder erhalten.

Wie wird ihr literarisches Werk weitergehen? Wird sich ihr grosses Thema mit seiner historischen Erledigung verbrauchen und verflüchtigen? Ihre beiden Lebensprojekte, das der Verweigerung der Unzumutbarkeit und das des Lernens der Normalität, die im Hamburger Nicht-Exil gleichsam zusammenstossen, sind sicherlich nicht im selben Masse literaturfähig. Von dem ersten Kapitel ihres vierten Romans, das auf dem Schreibtisch liegt, behauptet sie, es habe nichts mit der DDR zu tun.